



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schultz-Ewerth, Erich: Kolonialpsychologie : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Die Grenzboten

## Politik, Literatur und Kunst

81. Jahrgang, 29. April 1922

Nummer 16

---

---

### Kolonialpsychologie.

Von Dr. Erich Schulz-Ewerth,

Gouverneur des ehemaligen Schutzgebiets Samoa.

(Fortsetzung.)

Die englische Kolonialgeschichte zeigt, sozialpsychologisch betrachtet, wie die Kolonisten dieser Denkweise entsprechend behandelt wurden, wie sie sich dagegen zur Wehr setzten und sich die zur Aenderung erforderlichen Rechte erzwingen. Zuerst haben sich die Nordamerikaner die Entsendung von Sträflingen und Schuldurminjassen mit Erfolg verboten und die fort-dauernde politische Zurücksetzung mit der Losreißung vom Mutterlande beantwortet. Die Lehre genügte noch nicht, um Wandel zu schaffen. Ein halbes Jahrhundert später war Kanada, das doch seinerzeit loyal geblieben war, zum Aufstand reif. Als Zurücksetzung wurde im englischen wie im ehemals französischen Teil der Kolonie hauptsächlich empfunden, daß die Verwaltungsämter ein Monopol einiger wenigen englischen Familien waren. Wahrscheinlich hätte die Welt eine Wiederholung des von den dreizehn Provinzen gegebenen Schauspiels erlebt, wenn nicht England damals, wie häufig in Fällen der Not, in Lord Durham einen Staatsmann ersten Ranges gehabt hätte. Der Bericht, den er über die kanadische Bewegung erstattete, schlug durch und wurde epochenmachend nicht nur für Kanada, sondern für das ganze englische Kolonialsystem. Bald darauf begann der Abbau der Straffkolonisation. Als aber die Selbstverwaltungs-befugnis der Kolonien grundsätzlich allgemein gesichert war, da erklärte die Mutter den emanzipierten Töchtern pikiert, daß sie ihrer nicht mehr bedürfe. Der Freihändler Cobden gab dieser Stimmung oder Verstimmung einen nationalökonomischen Anstrich, indem er die Kolonien als ein Hindernis für die Volksentwicklung bezeichnete (!), und noch Disraeli nannte sie geradezu den Mühlstein an Englands Halse.\*) Das war nicht so schlimm gemeint. England bezog in Form von Kapitalrente reichlichen Gewinn aus seinen Kolonien, und gegen äußere Feinde waren die Kolonien doch

---

\*) Rathenau, Zur Kritik der Zeit, Berlin 1912, S. 183.

immer noch auf das Mutterland angewiesen. Auf diese Weise blieb, in der viktorianischen Ära, der Hausfrieden schlecht und recht gewahrt.

Der moderne englische Imperialismus, an dessen Erwachen und Wachsen die Kolonien mehr Anteil haben als man bei uns ahnt, brachte ihnen einen weiteren Aufschwung. Heute würde kein englischer Staatsmann, Parlamentarier oder Publizist es mehr wagen, die Gefühle der Kolonisten zu verletzen. Sie haben im Weltkriege ihre staatliche Organisation ausgebaut und zugleich dem Mutterlande wirksamste Hilfe geleistet. Die Umgestaltung des englischen Weltreichs in einen Staatenbund, in dessen äußerer Politik die Vertreter der vier großen Kolonien sehr maßgeblich mitreden, ist dadurch zu einer unwiderruflichen Tatsache geworden. Ein Zeichen der neuen Zeit ist es, daß Kanada, Australien, Neuseeland und Südafrika den Namen „colony“ abgelegt haben und sich statt dessen Dominion, Commonwealth oder Union nennen. Einen Ersatz für „colonial“ hat man gesucht, aber noch nicht gefunden; die Vorschläge „Brittling“ und „Britonid“ blieben ohne Unterstützung. Dankbar spricht man in England nicht mehr von Tochter-, sondern von Schwesternationen und verabreicht ihnen Anerkennung in Hülle und Fülle. Alle solchen Komplimente, mit denen namentlich die Northcliffe-Presse neben der Regierung freigebig ist, werden von den kolonialen Zeitungen eifrig registriert; man kann in der Hinsicht da draußen sehr viel vertragen. Und wie der Kolonist sich als Gast an den Ufern der Themse, als Staatsmann im englischen Kabinett zur Geltung gebracht hat, so weiß er daheim bei sich sein Hausrecht zu wahren. Wenn jemand sich dort in unbeherrschten Vergleichungen zugunsten Englands ergeht, so heißt es ohne Umstände: Go back to England!

Dieser Wechsel der Gesinnung, von Geringschätzung in Hochschätzung, ist zu gründlich, zu schnell und zu laut, um aufrichtig zu wirken, und er ist es vielfach auch nicht. Aber nur noch hinter dem Rücken des Kolonisten darf der Engländer von heute über dessen Eigentümlichkeiten in Kleidung, Sprache (twang, slang, slanguage) usw. spötteln, nur noch in seinen vier Wänden so recht von Herzen sagen: I do hate the colonials! (Ich hasse die Kolonisten). Die Zeiten, wo die Ehe mit einem colonial girl etwas von einer Mesalliance hatte, sind vorüber, und nichts ist von ihnen geblieben als backbiting — heimliche ohnmächtige Malice. Der Kolonist mag sie im Bewußtsein seiner Errungenschaften ignorieren. Der Fremde aber, der sich über englische Zustände unterrichten will, tut auf alle Fälle gut, seine Kenntnisse nicht nur vom home-made-Englishman zu beziehen.

Wenn der Mensch, wie der alte General v. Korff gesagt hat, davon lebt, daß er sich für besser hält als die andern, dann ist es nicht verwunderlich, daß die Kolonisten ihrerseits ins Extreme verfallen und einen Sonderpatriotismus züchten, der das überseeische Angelsächsentum begeistert als die renaissance der Rasse preist und die jeweilige engere Heimat als den Nabel der Erde betrachtet („Dmphaismus“). Sogar innerhalb der Vereinigten Staaten ist bei der Kolonisation des Westens dieses Stadium eingetreten. Die Gestalten, die Bret Harte in seinen kalifornischen Erzählungen mit Meisterhand gezeichnet hat, reden verächtlich von der „schwächlichen greisenhaften Kultur der Oststaaten“, und noch heute ist in dem „Westerner“ etwas davon vorhanden.

Für den unbeteiligten Dritten hat ein Austausch von Werturteilen zwischen zwei Parteien obenhin immer etwas Ergötzliches. Tiefergehend findet man hier, daß die kolonialen Uebertriebenheiten keine bloße Gefühlsreaktion sind, sondern Auswüchse einer ernst zu nehmenden Ueberzeugung von der eigenen Tüchtigkeit. Es bleibt freilich allemal wahr, was Jesus Sirach sagt: Wer sich viel annahet, dem wird man gram. Aber die Unmaßlichkeit eines jungen Volkes, das in Weltteilen redet, hat eine verfühnende Beigabe von Naivität und ist weniger abstoßend als die kalte blasierte Arroganz des ältern Bruders.

Ungleichmäßige Entwicklung ist es, die die Ausartung berechtigten Kolonistenstolzes in Prahlerei begünstigt hat, und gleichen Ursprungs sind die klaffenden Gegenfätze und grotesken Verzerrungen, die in uns Erstaunen, Bewunderung und Abneigung erregen, wenn wir die amerikanische, die bedeutendste der kolonialen Völkerpersönlichkeiten, in ihrer Gesamtheit auf uns wirken lassen: eine Auffassung von großartiger Weite neben Excentricität und bombastischem Humbug; nüchternen Wirklichkeitsfönn neben krassem Aberglauben und totaler Verrücktheit; Verehrung der Frau, von der Form männlicher Ritterlichkeit an durchlaufend bis zum Masochismus, neben Rowdytum und oft entsetzlicher Rohheit; hochsinnige Nächstenliebe neben Herzenkälte, Religionschwandel und einer so rückwärtslosen Raffgier, daß ein ehrenhafter Mann einst dabei den unnatürlichen Wunsch empfand, arm zu bleiben.

Diese Unerklärlichkeiten lösen sich, wenn man sich die Entstehung des kolonialen Charakters vergegenwärtigt. Schon in der Heimat bereitete sich die Scheidung der Geister vor. Mit der Auswanderung wurde sie vollzogen. Ob ihr konfessionelle, politische, wirtschaftliche oder rein persönliche Motive zu Grunde lagen, stets waren es Leute, die einen übermächtigen Zwang, der ihnen das Leben verdarb, nicht ertragen konnten; sie vermochten ihn nicht zu besiegen, wollten sich ihm aber auch nicht unterwerfen. Im Willen zur Selbstbehauptung waren sie stärker als die, die sich fügten, und nicht schwächer als die, die mit Hilfe eines hergebrachten Privilegs siegten. In die vorderste Reihe gehören die, die der Heimat den Rücken fehrten, weil sie ihnen zu eng wurde, weil ihr kühner unruhiger Sinn auf gebahnter Straße, in zunftmäßig abgezirkelten Betätigungsfeldern, in streng geregelter Dienenarbeit keine Befriedigung fand. Die Hochkonjunktur dieser Auswanderung war die Zeit der Konquistadoren, aber es hat zu allen Zeiten und bei allen Nationen solche Naturen gegeben, in den verschiedensten Unterarten, bis herab zu dem Schüler, der durchbrennt, weil er zur See oder nach Amerika will, und es bleibt sich für die Zugehörigkeit zu der Kategorie gleich, ob das Wagnis gelingt oder nicht. Der sächsische Appellationsgerichtsrat Körner verstand diese Art Menschen nicht. Um seinen Freund Schiller über den Aufstieg Goethes in Weimar zu trösten, meinte er, es sei bequemer, unter kleinen Menschen zu herrschen als unter größeren seinen Platz zu behaupten. Caesar wollte lieber der erste in Verida als der zweite in Rom sein.

Draußen angekommen, erlebte der so auserlesene Mensch mit voller Unmittelbarkeit die Wirkungen einer neuen Umgebung, und zwar in der denkbar stärksten Form, durch Uebertritt auf eine tiefere Kulturstufe. Am schroffsten war der Wechsel bei den ersten Ansiedlern, den Pionieren, die ein dem Urzustande nahes

Land betreten. Aber auch die Späterkommenden, die bereits Arbeit ihrer Vorgänger vorfinden, und die Kinder, die in die Arbeit der Eltern hineinwachsen, haben es immer noch mit wesentlich andern und ungünstigeren Lebensbedingungen zu tun als daheim. Die Darstellungsmittel der Sprache reichen nicht hin, um die Vielfältigkeit der neuen Eindrücke und die sie begleitenden Gefühle und Vorstellungen wiederzugeben, die die Seele des Auswanderers erfährt. Dies Eingeständnis des Unvermögens wird jeder unterschreiben, der einst empfänglichen Herzens durch Urwald und Savanne wanderte und in dessen Erinnerung diese Zeilen ruhende Bilder wecken. Die Trennung von der bisherigen gewohnten Lebensgrundlage, die Einsamkeit, die unendlich scheinende Raumerweiterung, die Großzügigkeit und Feindseligkeit der belebten und unbelebten Natur, — alles das treibt gemeinsam dahin, daß mitgebrachte, aber entbehrliche Eigenschaften verkümmern und die Keime der unentbehrlich werdenden zum Vorschein kommen. Vor allem bilden sich ein hohes Maß von Energie und ein schneller scharfer Blick für den jeweils erreichbaren Vorteil heraus. Unvermeidlich treten die Forderungen der materiellen Kultur in den Vordergrund. Geisteswissenschaften und Kunst spielen eine nebenfächliche, im Anfang überhaupt keine Rolle in einem Milieu, das den Menschen rauh ansaßt und ihn herrisch an die Urinstinkte verweist. Es ist ein Unrecht am Kolonisten, diesen Vorgang als Degeneration zu bezeichnen, wie es hochgradige Aestheten getan haben. Es handelt sich vielmehr um einen durchaus normalen Verlauf, um eine Anpassungserscheinung, allerdings zunächst rückbildend, dann aber mit der in der Geschichte jeder Kolonie erkennbaren Tendenz schnellerer Aufwärtsentwicklung. Wenn die Vorbedingungen der Sicherheit von Leben und Eigentum besser werden und der Wohlstand wächst, stellen sich auch die Mäusen ein und kommen, sobald die Mittel es erlauben, zu hohen Ehren. Nicht leugnen läßt sich, daß das reife Verständnis alter Kulturkreise häufig fehlt, daß es meist kein inneres Bedürfnis ist, das einen Kolonialmagnaten veranlaßt, seinen Palast mit den Kunstschätzen Europas zu schmücken und europäische Virtuosen mit märchenhaften Wagen über das große Wasser zu locken. Aber es ist immerhin ein Verlangen, und die Kunst geht nach Brot. Je weiter die Kolonie fortschreitet, um so lebhafter wird das Begehren nach feinerer Geistesbildung. Dieses Kulturgut bezieht die junge Nation, ohne daß dazu protektionistische Gesetze nötig wären, getrieben von dem Bewußtsein gemeinsamer Sprache, Herkunft und Geschichte, zum besten Teile aus dem Mutterlande. Die intellektuellen Klassen beider Länder treten in immer engeren Verkehr, und wenn erst überhaupt einmal die Rationalität einer Kolonie gesichert ist, wird die geistige Gemeinschaft dauernd auch nicht mehr durch Zerreißen des politischen Zusammenhangs unterbrochen. Spanien und England haben ihren kulturellen Einfluß in Süd- und Nordamerika nicht eingebüßt. Die Liga Cervantina (Cervantes-Gesellschaft) erfreut sich reger Unterstützung auf beiden Seiten des Atlantik, und Carlyle schrieb von dem gemeinsamen König Shakespeare, den keine Zeit, kein Ereignis, keine Parlamentsversammlung entthronen könne\*). Deshalb vertraute die Weisheit der englischen Staatsleitung ihre diplomatische Vertretung in Washington während der Vorbereitung des Welt-

\*) Ueber Helden, Heldenverehrung usw. dritte Vorlesung.

kriegs einem Universitätsprofessor an, einem Historiker, dessen Spezialgebiet die Geschichte der Vereinigten Staaten war, und ebensomenig ist es ein Zufall, daß ein Universitätsprofessor als Präsident der Vereinigten Staaten bewußt, halbbewußt oder unbewußt — die Psycho-Analyse mag das erforschen — eine Politik trieb, die zwar eine ganze Zeitlang auch amerikanisch war, aber sich mehr und mehr, schließlich mehr als heute schon rassistisch, als englisch-angelsächsisch erwies.

Der Kolonist verdankt der Umwelt, in die er hineinverpflanzt ist, unbestreitbare Vorzüge vor dem Bewohner des alten Landes. Während dieser sich auf Schritt und Tritt von Staat und Gesellschaft stützen und leiten lassen kann, lernt der im wesentlichen sich selber überlassene Kolonist — nicht ohne Stolpern — bald auf eigenen Füßen zu stehen und zu gehen. Der Hochdruck, dem er ausgesetzt ist, entpreßt ihm Leistungen, die man daheim nicht kennt oder nicht erwartet hätte. Der gutsuntertänige deutsche Bauer, dessen Dummheit, Faulheit und Lücke im 18. Jahrhundert sprichwörtlich war, wurde in den Wildnissen Nordamerikas ein hervorragend tüchtiger Ansiedler. Der sibirische Kolonist steht wirtschaftlich und persönlich weit über dem russischen Muschik<sup>\*)</sup>. Solche Beispiele von unterschiedlichem Verhalten derselben Rasse unter verschiedenen Lebensbedingungen mögen die zum Nachdenken veranlassen, die im Bann einer unwissenschaftlichen Literatur den Rassenfaktor als das einzige Mittel des menschlichen Fortschritts betrachten. Das gern zitierte Horazische *Coelum, non animam mutant qui trans mare currunt*<sup>\*\*)</sup> ist ein isolierter einseitiger Aphorismus. Selbstverständlich nimmt der Mensch, was von seinen Ahnen her in ihm liegt, überall hin mit. Allein was davon zur Entfaltung kommt und was nicht und wie es sich entfaltet, steht unter dem mitbestimmenden Einfluß der äußeren Umstände. Die Kolonialgeschichte ist ein einziger großer Beweis für die kulturfördernde Macht der Milieuänderungen.

(Schluß folgt.)

## Der gegenwärtige Stand der Strafrechtsreform

Von D. Dr. Wilhelm Kahl, M. d. R.

Die ersten Anfänge der Strafrechtsreform liegen genau zwanzig Jahre zurück. Sie setzten ein, nachdem das große Werk der Kodifikation des deutschen bürgerlichen Rechts zum Abschluß gekommen und in's Leben getreten war. Bedürfnis und Notwendigkeit einer solchen Reform waren lange vorher erkannt. Schon das Alter des geltenden Strafgesetzbuchs spielte dabei eine Rolle. Ursprünglich nur für den Norddeutschen Bund bestimmt, trat es für den größten Teil des Reiches am 1. Januar 1871 ins Leben, war aber im Grundstock seiner Gedanken und Rechtsnormen nur das wenig veränderte Preußische Strafgesetz von 1851. So vortrefflich dieses für seine Zeit auch war, so hatten doch bis zur Wende des

\*) Wiedensfeld, Sibirien in Kultur und Wirtschaft, Bonn. 1916. S. 2, 30/31.

\*\*\*) Episteln, 1. Buch Nr. 11, Vers 11.